# Der Schlüssel.

(Roman von Heinrich Lee.)

(9. Fortsetzung.)

„Der verschwundene Schmuck!" lautete die fettgedruckte Spitzmarke, unter der bereits in den Abendblättern des nächsten Tages der vorstehend geschilderte Vorfall mit aller Ausführlichkeit zu lesen stand. Gleichzeitig wurde in den Zeitungen und durch rote Plakate die an den Säulen klebten, von der Polizei für die Wiederbeschaffung des Schmuckes und für die Entdeckung des Diebstahls — denn nur mit einem solchen hatte man es offenbar zu tun — eine hohe Belohnung angekündigt. Dieser Ankündigung war eine sehr genaue Beschreibung der beiden verschwundenen Schmuckstücke beigegeben. Ganz besonders genau war gerade diejenige des bei weitem weniger wertvollen Stückes, der kleinen Saphirspange. Während das Hauptstück, die Agraffe, welche die Gestalt eines aus Smaragden und Brillanten gebildeten Schlüssels haben sollte, aus einem Geschäft in Paris stammte und eine fachmännisch detaillierte Beschreibung erst von dort noch eingeholt werden mußte, war die kleine Spange von einem bekannten Juwelier in Berlin geliefert worden, der sogar in Millimetern die Größe des Schmuckstückes und die Zahl der Steine angeben konnte. Freilich — was nützte die schönste und genaueste Beschreibung des gestohlenen Gutes, wenn man noch nicht den geringsten Anhalt in bezug auf den Täter hatte. Oder hatte die Polizei vielleicht doch schon eine gute Spur, nur daß davon noch nichts in die Oeffentlichkeit gelangen sollte? Davon war auch schon in einem Mittagsblatt die Rede, das ein paar Stunden vor den Abendblättern erschien und gern Sensationsnachrichten brachte. Nach diesem Blatte kam eine weibliche Person aus der nächsten Umgebung der bestohlenen Gräfin in Betracht — doch verbot es sich natürlich von selbst, solange die Polizei noch keine Verhaftung vorgenommen hatte, eine nähere Andeutung über sie zu machen.

Unter den wenigen Menschen in Berlin, die noch keine Zeit gefunden hatten, dem roten Zettel an den Säulen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, befand sich auch ein junger Mann, der in einer der Querstraßen der Friedrichstraße soeben in ein Haus trat, dessen erstes Stockwerk aus einigen jetzt gerade leerstehenden Geschäftsräumen bestand, die wie ein an den Fenstern befestigtes Plakat besagte, sofort zu vermieten waren. Spähend die Augen auf die Häuser gerichtet, war der junge Mann die Straße entlang gegangen, und wo er einen Vermietungszettel heraushängen sah, trat er ein. Der junge Mann war Fedor von Lyck. Sein hübsches, männliches, durch die harte Schule seiner Erfahrungen ernst gewordenes Gesicht war von der eben überstandenen Seefahrt noch frisch und gebräunt. Gestern abend war er in Berlin angekommen. Als ein Schiffbrüchiger hatte er vor Jahren die Reichshauptstadt verlassen — als einer, der sich im Vaterlande ein neues, wenn auch bescheidenes Leben aufbauen wollte, kehrte er zurück. Was er in jugendlichem Leichtsinn einst gefehlt, er hatte es redlich [illegible] und das einzige Ziel, was ihr Dasein fortan nur noch Getan[illegible]te, war die Erfüllung der von ihm übernommenen Pflicht.

In seiner Hoffnung, auf dem Bahnhof von der geliebten Schwester erwartet zu werden, sah er sich leider enttäuscht. Wahrscheinlich hatte sie wegen ihrer Stellung nicht gut abkommen können. Er hatte dann ein ihm von früher her bekanntes kleines Hotel aufgesucht, in dem er aber nur so lange bleiben wollte, bis er ein bescheidenes Privatquartier gefunden hatte. Noch viel wichtiger war allerdings für ihn — und das war seine erste Aufgabe — ein geeignetes Lokal für die Schule zu finden. Es mußte sich in einer guten Geschäftslage befinden, im ersten Stock, durfte nicht zu groß und nicht zu klein sein und durfte auch keine übermäßig hohe Miete kosten. In der Suche nach einem solchen Lokal befand er sich seit frühem Morgen unermüdlich auf den Beinen. Aber obwohl er sich kaum gegönnt hatte, ordentlich zu Mittag zu essen, so hatte sein Suchen doch noch zu keinem Erfolg geführt. Immer wieder gab es etwas, was zu seinen Anforderungen nicht passen wollte.

Wie fremd ihm doch all diese ernst so wohlbekannten Straßen geworden waren — wie fremd die ganze Stadt. Nicht wegen der kolossalen und grandiösen Veränderungen, die sich darin zugetragen hatten, denn sein Blick hatte sich drüben jenseits des Meeres ja noch an ganz andere Dinge gewöhnt, sondern wegen der Verlassenheit, die er darin fühlte, weil er die eine entbehrte, die seinem Leben erst wieder Sinn und Inhalt gegeben hatte, die ihn zu dem neuen Menschen gemacht. Jetzt erst, wo das Weltmeer zwischen ihnen lag, wo sie tausend Meilen voneinander getrennt waren — jetzt erst fühlte er, was er an dem teuren Mädchen gewonnen, was er nun wieder an ihr verloren hatte. Er hatte es im voraus gewußt, welches Leid ihm diese Trennung von ihr bringen würde. Darum hatte er den Auftrag Mr. Bryants, so schmeichelhaft und ehrenvoll auch dieser für ihn war, und obwohl er wußte, wem er die Auszeichnung zu danken hatte, auch gar nicht annehmen wollen.

„Wenn Sie mir nun eine Freude, eine Genugtuung damit bereiten?" hatte sie zu ihm bittend gesagt.

Er verstand sie. Daß es wieder mit ihm aufwärts ging — zu danken hatte er das allein ihr. Der Posten in Berlin war ja auch mit einer nicht unbedeutenden Gehaltserhöhung verknüpft, und wer weiß, welche noch weiteren, von Mr. Bryant erst andeutungsweise versprochenen Vorteile dieser für ihn im Gefolge haben konnte. So machte es sie stolz, ihr Werk an ihm immer weiter gefördert zu sehen. Das nannte sie ihre Freude.

„Und die Freude, die auch Ilse haben wird. Müssen wir auch daran nicht ein bißchen denken?" setzte sie lächelnd hinzu.

Ein bitteres Gefühl stieg in ihm gegen sie auf. An alles dachte sie — nur nicht an die Pein der Trennung, die er fühlte. Wohl deshalb, weil ihr selber dieses Scheiden von ihm keinerlei Leid verursachte. Und war es an der Menschenfreundlichkeit, der Güte, die sie ihm gespendet hatte, nicht genug? Wollte er so vermessen sein, noch auf mehr von ihr zu hoffen? Ein Mensch wie er, von gewöhnlichstem Durchschnitt, von seiner Vergangenheit, wenn von dieser auch nicht mehr die Rede sein sollte — was konnte er ihr, der Hohen, der Besten ihres Geschlechts im Grunde zu bedeuten haben? Nein, es war gut, daß er das heiße Sehnen, das sich in seinem Herzen nach ihr zu regen begann, schon im Keime erstickte. Der Stern war sie, der ihn, den Verirrten wieder auf den rechten Weg geführt hatte und ihm mit seinem milden klaren Glanze aus Himmelshöhen auch weiter den Pfad zeigen sollte — aber einen Stern begehrt man nicht. Wenn er das Sehnen in seinem Herzen nur hätte zur Ruhe bringen können. Das einzige, was ihm dazu verhelfen konnte, war die Arbeit, die ihn nun erwartete. Nicht früh genug konnte er damit beginnen, und gerade darum hat er es so eilig, auch die geeignete Stätte dafür zu finden.

„Auf Wiedersehen!" hatte sie zu ihm gesagt, als sie ihm die Hand zum Abschied reichte. So freundlich und so innig klang ihr Ton dabei, daß das kleine Wort von ihren Lippen ihn doch als einen leisen Trost begleitete. Für seine Arbeit sollte ihm dieses Wort von ihr eine Stärkung sein. Nur sie einst wiedersehen — schon das war Hoffnung und Glück genug. Es war der beste Lohn, den ihn seine Arbeit in Zukunft finden lassen sollte.

Endlich — es war schon Abend geworden — kam er auf seiner Suche zum Ziel. Das gefundene Lokal entsprach allen Instruktionen, die ihm Mr. Bryant mitgegeben hatte, und er hätte mit dem Besitzer des Hauses auch gleich Kontrakt abgeschlossen, wenn dieser nicht weit draußen im Westen in einem sehr entfernten Stadtteil gewohnt hätte und es nicht schon zu spät geworden wäre. So verabredete er mit dem Hausverwalter, daß das Geschäft morgen zum Abschluß gebracht werden sollte. Auch das gewünschte Privatquartier hatte er gefunden, noch im Laufe des Abends wollte er es beziehen. Seine Rechnung im Hotel hatte er schon heute morgen beim Verlassen desselben bezahlt, auch seine Sachen hatte er dort schon zusammengepackt, und so kehrte er jetzt, nachdem er müde und hungrig von dem vielen Herumlaufen in einer Bierstube rasch noch einen frugalen Imbiß eingenommen hatte, dorthin zurück.

Das Hotel lag dicht am Bahnhof Friedrichstraße. In dem von zwei Oleanderbäumen umrahmten schon hell erleuchteten Portal stand der feiste blondbärtige Portier, und es fiel Fedor bei seinem Eintritt auf, welchen merkwürdig interessierten Blick dieser Mann auf ihn warf und daß er kaum die Mütze vor ihm lüftete.

„Ich habe Nummer 38", sagte er, „meine Rechnung ist schon bezahlt, ich möchte meine Sachen holen."

„Einen Augenblick, Herr!" erwiderte der Portier, verschwand hinter dem Vorhang, welcher das Vestibül von der Treppe und den übrigen hinteren Räumlichkeiten abtrennte, und kehrte gleich darauf zurück — aber nicht allein, sondern in Begleitung zweier für Fedor unbekannten Herren.

„Ich bin Kriminal-Kommissarius", sagte der eine von ihnen zu ihm und wies auf eine bronzene braune Medaille, die er an einem Bindfaden unter dem Rock hervorzog, „und bitte Sie, mir zu folgen."

Was Fedor bei dieser Eröffnung empfand, war kein Schreck, sondern zunächst nur ein großes Erstaunen.

„Das muß ein Irrtum betreffs meiner Person sein", erwiderte er.

„Das wird sich zeigen!" erwiderte der Herr nicht unhöflich. „Vorläufig tun Sie gut daran, uns keinen Widerstand zu leisten."

Fedor fühlte sich wieder ganz ruhig. Er konnte ja nur das Opfer einer Verwechslung sein, und diese mußte sich ja auf der Stelle aufklären.

„Bitte, ich bin bereit", erwiderte er.

„Dann treten Sie mit uns dort ein."

Die beiden Beamten wandten sich mit ihm einer hinter der Portiere befindlichen Tür zu, man trat in einen kleinen Raum, der sonst vielleicht als „Vereinszimmer" dienen mochte — alles deutete darauf, daß man zu seinem Empfange schon alle möglichen Vorbereitungen getroffen hatte, und der Beamte, der zuerst das Wort an ihn gerichtet, begann:

„Ihr Name?"

„Fedor von Lyck?"

„Ihr Wohnort?"

„Ich komme aus New York."

„Haben Sie Papiere?"

„Jawohl."

Er griff in seine Brusttasche, aber der Beamte machte eine abwehrende Handbewegung.

„Das genügt."

Dann griff er selbst in eine seiner Taschen und holte dort einen winzigen, in weißes Papier verpackten Gegenstand hervor. Er löste die Verpackung, und es kam ein kleines Schmuckstück zum Vorschein — eine Art Nadel oder Spange aus blauen Edelsteinen.

„Ist Ihnen dieser Gegenstand bekannt?"

„Gewiß," erwiderte Fedor lebhaft.

„Und Sie wissen, wo man ihn gefunden hat?"

„Ich kann es mir wohl denken. Ich habe das Ding aus Vergeßlichkeit oben in meinem Zimmer liegen lassen. Wenn ich nicht irre, in dem Schubfach des Nachttischchens, wo es das Stubenmädchen wahrscheinlich beim Aufräumen gefunden hat."

Seine Vermutung war richtig. Da er am Morgen seine Rechnung beglichen hatte, mit der Erklärung, noch heute das Hotel wieder verlassen zu wollen, so war das Zimmer von dem Stubenmädchen wieder gründlich in Ordnung gebracht worden und es hatte den wertvollen Fund, der ihm dabei in die Hände fiel, bei der Direktion abgegeben. Aus der Zeitung ersah diese, daß der Fund genau mit einem der beiden darin gemeldeten gestohlenen Schmuckstücke übereinstimmte, und so hatte sie davon der Polizei Kenntnis gegeben, die ihrerseits zur Empfangnahme des Verdächtigen sofort das Nötige veranlaßte. Schon hegten die beiden Beamten die Befürchtung, daß ihr Opfer wegen seines langen Ausbleibens nicht zurückkehren würde und wahrscheinlich Wind bekommen hatte, da sollte ihre Ausdauer in der eben berichteten Weise doch noch belohnt werden. Natürlich aber war es nicht Sache des Beamten, dem Verhafteten diesen Zusammenhang zu erklären. Wenn den erfahrenen Kriminalmann etwas stutzig machte, so konnte es nur die Ruhe sein, die jetzt der Verdächtige dem gestohlenen Gegenstande gegenüber an den Tag legte.

„Sie räumen also ein, in dem Besitz dieses Gegenstandes gewesen zu sein?"

„Allerdings."

„Wie sind Sie dazu gelangt?"

„Ich habe ihn gefunden."

„Wo?"

„Auf der Straße."

„Wollen Sie mir das einmal genau erzählen?"

„Sehr gern. Ich kam gestern in Berlin an. Ich habe eine Schwester hier und bat sie in einem Briefe, durch den ich sie von meiner Ankunft benachrichtigte, mich vom Bahnhof abzuholen. Sie erschien aber nicht — was sie verhindert hat, das weiß ich selbst noch nicht. Spät am Abend fiel mir ein, daß ich sie vielleicht noch in ihrer Wohnung auffuchen könnte."

„Wie heißt Ihre Schwester und wo wohnt sie?" fiel ihm der Beamte ins Wort.

„Meine Schwester heißt Ilse von Lyck und sie wohnt Schadstraße 17 bei Frau Gräfin Prockau, deren Gesellschaftsfräulein sie ist."

„Aha", sagte der Beamte in dem Tone einer großen Befriedigung, der für Fedor kein geringeres Rätsel als diese ganze Vernehmung bildete. „Nun also weiter!"

„Die Entfernung von meinem Hotel zu meiner Schwester war größer, als ich angenommen hatte. Ich geriet außerdem in eine falsche Straßenbahn. Kurz, als ich vor dem Hause in der Schadstraße ankam, hatte ich mich so verspätet, daß ich kein Licht mehr darin brennen sah. Ich sah auf meine Uhr. Es war längst Zehn vorbei. So mußte ich also von dem beabsichtigten Besuche abstehen."

„Weiter."

„Ich hatte, da ich vorher noch mehreres Eiliges zu besorgen hatte, noch keine Zeit gefunden, Abendbrot zu essen. Der Hunger mahnte mich jetzt daran, und so suchte ich ein in der Nähe dieses Hauses befindliches Café auf. Seit länger als acht Tagen war mir keine Zeitung zu Gesicht gekommen. Ich hatte diese Zeit auf dem Schiff verbracht, und in Hamburg, wo ich mich nach meiner Ankunft einen Tag lang aufhielt, fand ich nicht die nötige Muße dazu. Die Gelegenheit, wieder einmal Zeitungen zu lesen, war mir also sehr willkommen, und ehe ich mich's versah, hatte ich mich so in die Lektüre vertieft, daß es darüber, als ich endlich auf die Uhr sah, längst über Mitternacht geworden war. Ich verließ eilig das Café und schlug, um zu meiner Haltestelle zu gelangen, wieder die Schadstraße ein, wo ich nun zum zweitenmal an dem Hause vorbeikam, in dem ich meine Schwester wohnen wußte. Dicht vor dem Gitter, das sich um das Haus zieht, sehe ich auf dem Trottoir etwas Buntes blinken, ich bücke mich danach — es war dieses Schmuckstück. Ich hob es auf, legte es bei meiner Rückkehr ins Hotel in das Schubfach meines Nachttisches, um es am andern Tage an die Polizei abzuliefern, und dort habe ich es nun vergessen."

„Das wäre das eine Schmuckstück. Und das andere?"

„Welches andere?"

„Die Agraffe."

„Ich weiß von keinem anderen Schmuckstück."

„Sie werden nun mit uns kommen."

„Wohin?"

„Ich habe Sie in Untersuchungshaft zu bringen."

„Ich bin verhaftet?"

„Im Namen des Gesetzes."

---

Am andern Morgen las man in den Zeitungen:

„Der Schmuckdieb gefaßt! Selten hat die Berliner Kriminalpolizei einen so raschen Erfolg zu verzeichnen gehabt, wie bei der gestern von uns gemeldeten Schmuckdiebstahls-Affäre. Noch am gestrigen Abend konnte der Dieb in einem hiesigen Hotel festgenommen werden. Zwar wurde nur das eine der beiden entwendeten Schmuckstücke, die Spange, bei ihm gefunden. Das andere, weit wertvollere, scheint der Verhaftete bereits in Sicherheit gebracht zu haben. Uebrigens bestreitet derselbe seine Schuld und behauptet, das Schmuckstück auf der Straße gefunden zu haben, doch scheint er seiner Schuld schon zur Genüge überführt. Gleichzeitig wurde auch noch eine andere Verhaftung vorgenommen, nämlich an der Schwester des Verdächtigen, die in dem Hause der bestohlenen Gräfin die Stellung eines Gesellschaftsfräuleins bekleidet und bei dem Diebstahl Beihilfe geleistet zu haben scheint. Die Ausführung des Diebstahls glaubt man sich jetzt derart zu erklären, daß (siehe unseren gestrigen Artikel) die Gesellschafterin, während die Frau Gräfin nebenan im Speisezimmer sich befand, die erwähnten Schmuckstücke, mit denen sie allein im Zimmer war, durch das Fenster ihrem unten auf der Straße wartenden Bruder und Komplicen zugeworfen hat. Auch die Verhaftete leugnet übrigens noch vorläufig, an der Tat beteiligt zu sein. Die Verdachtsgründe gegen sie sind aber so überzeugend, daß auf ihre Unschuldsbeteuerungen kein Gewicht zu legen ist. Was die ausgeschriebene Belohnung betrifft, so dürfte in erster Reihe dafür das Stubenmädchen in Betracht kommen, das in dem erwähnten Hotel das Schmuckstück gefunden hat. Unbegreiflich erscheint dabei die Nachlässigkeit des Verhafteten, mit der er seine Beute an einer so leicht zugänglichen Stelle liegen ließ und sich dadurch selbst in die Hände der Polizei geliefert hat. Ueber die Gerichtsverhandlung, die bei dem leichten Stande der Untersuchung wohl nicht lange auf sich warten lassen wird, werden wir unseren Lesern noch ausführlicheren Bericht erstatten."

* * *

Durch die Fenster des kleinen eichengetäfelten Saales, in dem zwei Monate später die Verhandlung vor der ersten Strafkammer stattfand, blickte ein kalter, klarer, blauer Wintermorgen. Der ohnehin schon knapp bemessene Raum für die Zuhörerschaft war kaum gefüllt. Wer hatte noch ein Interesse an dem Fall, einem gewöhnlichen Diebstahl, der so durchaus aller sensationellen Nebenumstände bar war — wer erinnerte sich in dem Treiben der Weltstadt, wo alltäglich weit größere Verbrechen passierten, überhaupt noch daran?

Die ganzen zwei Monate hatte das verdächtige Geschwisterpaar in der Untersuchungshaft zugebracht, und wer die beiden jetzt auf der Anklagebank sitzen sah, konnte die Spur davon deutlich an ihren Gesichtern wahrnehmen. Der junge Mann und das junge Mädchen — beide sahen sie in ihren dunklen Kleidern blaß und abgemagert aus. Noch tiefer stand ihnen das Leiden der Seele ins Gesicht geschrieben. Seit sie in den Saal geführt worden waren, hatte Ilse noch nicht ein einziges Mal von ihrem Platze aufgesehen. Starr war ihr Antlitz in ihren Schoß gebeugt, als könnte sie es unter der Last der Schande, die darauf ruhte, nie wieder vor der Welt erheben. Ebenso verhielt sich der andere Angeklagte. Nur als er in den Saal trat, ließ er seine Blicke flüchtig von dem einen Ende zum anderen schweifen, dabei glitten sie auch über den Zuschauerraum. Mit dem Ausdruck des Schreckens blieben sie dort an einem Antlitz haften, das mit tiefem Kummer auf ihn und die Gestalt an seiner Seite gerichtet war, und flammende Röte bedeckte die blassen Wangen. Dann sank er gebrochen auf der Bank zusammen. Es war ein junges Mädchen, das mit im Zuschauerraum saß und diesen schreckhaften Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte. Obwohl nicht schön zu nennen, hatte ihr ernstes Gesicht doch etwas ungemein Sympathisches und wer in diese grauen, sanften Augen blickte, der mußte unwillkürlich Vertrauen zu ihnen haben. Dicht in ihrer Nähe saß eine andere Person, deren Bekanntschaft der Leser schon gemacht hat. Das war Mister Sword. Seine wie immer hochelegante und foignierte Erscheinung hatte unter der übrigen Zuhörerschaft, die sich sonst fast nur aus den üblichen Kriminalstudenten zusammensetzte, bereits ein gewisses Aufsehen erregt und mit großer Spannung war er dem bisherigen Laufe der Verhandlungen gefolgt. Wo er seinen Freund und Genossen Mr. Hartlepool gelassen hatte — wer konnte es wissen?

Im übrigen hatte, wie alsbald die Verhandlung ergab, der ganze Lauf der Voruntersuchung nichts anderes zutage gefördert, als was schon das erste Verhör der Angeklagten ergeben hatte. Beide Angeklagten waren dabei verblieben, den Diebstahl nicht begangen zu haben und überhaupt vollständig unbeteiligt dabei zu sein. Auch der Agraffe war man nicht auf die Spur gekommen, obwohl durch die Polizei aller Länder der Welt an alle Juwelenhändler eine genaue Beschreibung der abhanden gekommenen Steine geliefert worden war. Natürlich war dieser Umstand nur dazu angetan, dem Verdacht gegen den Angeklagten neue Nahrung zuzuführen. Möglich auch, daß er noch einen Helfershelfer hatte, in dessen Händen sich das Schmuckstück jetzt befand und der nur darauf wartete, bis der Diebstahl und jene polizeiliche Beschreibung in Vergessenheit geraten war. Aber auch noch mit einer anderen Möglichkeit hatte man zu rechnen, nämlich damit, daß die Agraffe schon in Hehlerhände übergegangen war. Solcher Hehler gab es, namentlich im Auslande, zumal in Holland, wo sie im großen Stile wuchsen, genug. Dann war freilich die Aussicht, je wieder in den Besitz des geraubten Gutes zu kommen, nur sehr gering. Diese Hehler waren selber vorzügliche Schleifer, sie gaben den Steinen eine andere Gestalt, wodurch sie freilich viel an Wert verloren, aber auch der größte Kenner hätte ihre Identität nach einer solchen Veränderung nicht mehr feststellen können.

In geschäftsmäßigem Tone wurde die Sitzung von dem Vorsitzenden eröffnet. Kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, als die Tür zum Zuhörerraum noch einmal geöffnet wurde und ein Herr hereintrat, der geräuschlos vorn auf der ersten Reihe Platz nahm. Es war Gert.

Er war in jener Nacht, in welcher der Diebstahl sich ereignete, erst gegen Morgen nach Hause gekommen. Die Verzweiflung, der Gefiebten nicht einmal den beabsichtigten winzigen Dienst leisten zu können und seiner Frau, ihrer Bedrückerin, gegenüber so vollkommen ohnmächtig zu sein, hatte ihn von Hause fortgetrieben. Ruhelos war er in den Straßen umhergewandert. Dabei hatte ihn der Zufall einen alten Studienfreund finden lassen, den einzigen seiner ehemaligen Kommilitonen, mit dem er in einigermaßen freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte, und wenn ihm bei seinem augenblicklichen Gemütszustand dieses Wiedersehen auch nicht sehr gelegen kam, so hatte er den alten Genossen, der von einer entlegenen Grenzstadt kam, dort Amtsrichter war und Berlin bei Nacht genießen wollte, doch nicht so rasch von sich schütteln können. Erst am anderen Morgen erfuhr er das Vorgefallene. Auch am nächsten Tage legte der alte Bekannte noch Beschlag auf ihn und wieder kehrte er erst in später Stunde heim. Als sein Diener Max ihm dann berichtete, daß Ilse verhaftet worden und unter welchem Verdacht, glaubte er erst einen Wahnsinnigen zu hören, bis er das Ungeheuerliche dann bestätigt fand.

Er stürzte in das Zimmer seiner Frau. Aber sie hatte nur ein Hohnlachen für ihn.

„Was willst Du von mir? Hab' ich sie hinter Schloß und Riegel gesteckt? Wenn sie eine Diebin ist, was kann ich dafür?"

„Sie ist schuldlos. Das weißt Du so gut wie ich."

„Nichts weiß ich. Aber Dein Glauben an ihre Unschuld setzt mich natürlich nicht in Erstaunen. Was erzählst Du das mir? Erzähle es den Richtern. Vielleicht, daß Du sie von der Unschuld dieses Fräuleins überzeugen wirst."

Ein teuflischer Triumph klang ihm aus ihrer Hohnrede entgegen, aber er befolgte ihren Rat.

Er warf sich in einen Wagen. Die Fahrt ging zum Untersuchungsrichter. Aufmerksam und geduldig hörte der höfliche Mann seinen Beteuerungen zu.

„Ich nehme Ihr Zeugnis gern zu Protokoll, Herr Graf," sagte er. „Vielleicht kann es der Verdächtigen von Nutzen sein. Vorläufig muß ich das allerdings bezweifeln. Ihre Aussage ist doch nichts mehr als ein Leumundszeugnis, das in keinem Punkte die bestehenden Indizien entkräften kann. Oder wissen Sie noch mehr, wissen Sie noch etwas Tatsächliches auszusagen?"

Wieder sah er sich zur Ohnmacht verdammt. Ueberall, wo er ihr helfen wollte, versagte seine Kraft. Vermochte er denn nichts, denn gar nichts zum Beweise ihrer Schuldlosigkeit, zu ihrer Rettung zu tun? Er entsann sich einiger regelmäßig erscheinenden Zeitungsinserate von Detektiv-Instituten. Bald hatte er ihre Adressen und nun fuhr er von einem zum andern, um so viel Hände wie nur irgend möglich für die Unglückliche in Bewegung zu setzen und den wahren Täter auf die Spur zu kommen. Man versprach ihm, daß er hoffen durfte, und er hoffte wirklich. Aber mit jedem Tage erwies sich seine Hoffnung trügerischer. Immer näher rückte der Tag der Verhandlung, der, wenn bis dahin nicht die Nichtigkeit des gegen sie bestehenden erdrückenden Verdachtes nachgewiesen wurde, bestimmt ihre Verurteilung und damit die Schande über sie bringen mußte, und noch hatten jene Nachforschungen nicht den allergeringsten Erfolg gehabt, noch war nichts zu ihrer Rettung geschehen. Nun war dieser Tag gekommen. Vergeblich bis zur letzten Sekunde hatte er auf eine Nachricht gehofft, vergeblich hatte er auf einer Rundfahrt noch einmal in eigener Person bei diesen Instituten vorgesprochen — nichts! Die Unselige war verloren und eine furchtbare geheimnisvolle Gewalt trieb ihn nun her, den Spruch der Richter über sie mit anzuhören.

Auf Befragen des Vorsitzenden gaben die beiden Angeschuldigten jetzt ihre Personalien an und selbst über die abgestumpften, kalten, geschäftsmäßigen Gesichter des Gerichtshofes huschte ein Schatten menschlicher Teilnahme, als die weibliche Angeklagte mit kaum hörbarer zitternder Stimme die verlangten Antworten gab und auf die weitere Frage des Vorsitzenden sich für nichtschuldig erklärte. Bei dieser Erklärung machte die Regung des Mitgefühls in den Gesichtern der Richter wieder der alten Gleichgültigkeit Platz. Die Verstocktheit, welche die Angeklagte durch ihr Leugnen bekundete, machte sie des Mitleids wieder unwürdig.

Der Vorsitzende trat nun in das Verhör der Angeschuldigten. Es war nur kurz, ihre Antworten waren klar und bündig und — das mußte auch der Staatsanwalt einräumen — sie ergaben auch keine Widersprüche zu der Voruntersuchung. Weder der Staatsanwalt noch der Verteidiger fanden deshalb Anlaß, einzugreifen. Befriedigt sahen die Richter schon auf die Uhr. Es war die letzte Sache, die für diesen Vormittag angesagt war, und hoffentlich ging es damit auch weiter so glatt, damit man nicht wieder so spät zum Mittagessen kam. Dem Verhör der Angeklagten folgte das der Zeugen. Auch die Zeugenliste war nur kurz. Sie umfaßte nur die gräfliche Dienerschaft und die Frau Gräfin selbst.

Die Dienerschaft wurde zuerst aufgerufen.

Auch diesmal deckten sich die Aussagen wieder ganz mit denen der Voruntersuchung. Niemand hatte irgend etwas Verdächtiges wahrgenommen. Was zwischen dem Hause und der Straße vorgegangen war, darauf hatte leider niemand geachtet. Der geringe Verkehr in der Gegend, zumal zur Nachtzeit, war der Grund, daß sich auch sonst kein Zeuge fand, der den vermutlichen Hergang zwischen Straße und Fenster beobachtet hatte. Das Zeugenmaterial war somit gleich Null.

„Frau Gräfin Prockau!" klang die Stimme des Gerichtsdieners durch den Korridor.

Aller Augen wandten sich der Eintretenden zu. Durch den Zuhörerraum flog ein leises naives bewunderndes „Ah!" und auch die Richter nahmen eine interessante Haltung an. „Welche schöne elegante Frau!" mußte jeder bei dem Anblick der in einen kostbaren Pelz gekleideten königlichen Gestalt denken, als sie nun, die Hand aus dem großen Chinchilla-Muff nehmend, den Schleier von dem Pelzbarett zog und darunter das klassisch gemeißelte, von üppigem hellblonden Haar umgebene, aber von der Kälte nur wenig gerötete Gesicht sehen ließ. Ohne wie die anderen Zeugen irgendwelche Schüchternheit zu verraten, wendete sie sich auf einen Wink des sie hereinbegleitenden Gerichtsdieners sogleich nach dem Richtertisch, wo der Vorsitzende die vornehme Dame unwillkürlich mit einem respektvollen Neigen des Kopfes begrüßte.

„Wollen Sie die Hand erheben, Frau Gräfin, und mir nachsprechen," — sagte er höflich, indem er mit allen Anwesenden aufstand.

Mit klarer Stimme sprach die Gräfin die Eidesformel nach. Alles nahm mit geräuschvollem Räuspern wieder Platz und der Vorsitzende fuhr fort:

„Wollen Sie uns den Vorgang in jener Nacht noch einmal genau erzählen?"

(Fortsetzung folgt).

## Für die Küche.

Rhabarbergrütze. 1½ Pfd. Rhabarberstengel schält man, kocht sie mit zwei Quart Wasser, Zucker nach Geschmack, etwas Zitronenschale und Vanille ganz weich und schüttet die Masse darauf auf ein feines Haarsieb, durch das man den klaren Saft abtropfen läßt. In ihm läßt man eine Tasse mit leichtem Weißwein glattgerührtes Maismehl langsam unter Rühren fünf Minuten ausquellen, füllt die Grütze in eine kalt umgespülte Form und läßt sie erkalten. Sie wird gestürzt und mit eingeweichter, recht kalter Milch gereicht.

Kartoffelauflauf mit gebratenen Speckeiern. Am Tage vor dem Gebrauche kocht man 15 große Kartoffeln mit der Schale, zieht sie ab und reibt sie am folgenden Tage recht fein. Man rührt 2½ Unzen Butter weich, gibt drei Eigelb, sechs Löffel dicke saure Sahne, die Kartoffeln, Salz, wenig feinen Pfeffer und Muskatnuß dazu, außerdem noch 1 und ein Achtel Unzen Mehl daran und zuletzt den steifen Schnee der Eiweiß. In vorgerichteter feuerfester Backform wird der Auflauf gebacken. Beim Auftragen belegt man ihn mit gebratenen Scheiben von Bauchspeck und mit Spiegeleiern.

Reisschnitten. Man läßt 5 Unzen gespülten, abgetropften, gebrühten und wieder angetropften Reis in etwas Wasser körnig weich kochen. Ein oder zwei geschälte große Zwiebeln und etwas Petersilie hat man fein gehackt und in Butter gar gedünstet, mischt dies nebst Salz, wenn man will, auch mit etwas Tomatenmarmelade, und ein bis zwei Eiern, gibt, wenn der Teig zum Formen nicht halten will, etwas geriebene Semmel dazwischen, läßt alles, auf ein Brett gestrichen, auskühlen, formt Schnitten daraus, wendet sie in Ei und geriebener Semmel und bäckt sie in siedendem Backfett aus.

Erdnuß-Butter (Peanut Butter) liefert, besonders zu einem Glase Bier, als Beleg auf Weißbrotschnitten, eine angenehme Zugabe. Die gerösteten Nüsse werden zu Pulver gemahlen und auf jedes Pfund rechnet man 2 gehäufte Eßlöffel Butter, 1 Teelöffel Salz und ¼ Teelöffel Paprika. Die Butter mit dem Gewürz wird erst weich gerieben, aber nicht geschmolzen, dann gibt man nach und nach die gemahlenen Nüsse hinzu. Die Vortrefflichkeit dieser Butter wird besonders dadurch erzielt, daß man die Nüsse sehr fein und ebenmäßig mahlt, und die zur Bereitung verwandte Butter von seinem Geschmack ist. Man bestreicht das Weißbrot mäßig dick mit der Peanut Butter.

Falsches Filet. Man mischt ungefähr 1 Pfund geschabtes (nicht gehacktes) Rindfleisch mit ½ Pfund feingehacktem Schweinefleisch oder geschabtem (gekochtem und erkaltetem) fetten Speck nebst 1—2 abgeriebenen, in etwas Wasser oder Brühe eingeweichten, ausgedrückten altbackenen Milchbroten, einer kleinen kalten geriebenen Kartoffel, Salz, Pfeffer, etwas Milch oder Sahne. Von diesem Fleischteig formt man ein längliches Brot in Filetform, spickt die Oberseite vorsichtig mit feinen Speckfäden, legt es in zerlassene gelbgewordene Butter in die Bratpfanne und und brät es im Ofen ungefähr 40—50 Minuten unter fleißigem Begießen mit der Bratbutter und Hinzufüllen von etwas heißem Wasser gar und saftig. Während der letzten 20 Minuten gibt man etwas saure Sahne zur Brühe, bestreicht den Braten damit und verkocht zuletzt die Sauce mit etwas in saurer Sahne verrührtem Mehl.

Serviettenkloß. Die nötigen zwölf bis fünfzehn großen Kartoffeln werden tags vorher in der Schale gekocht, damit sie durch und durch erkalten, und am andern Tage recht feinflockig gerieben. Eine Handvoll gut gereinigte, gehackte Pilze werden in etwas Butter durchgedünstet und beiseitegestellt, auch beliebige Gemüsereste kann man, fein gehackt, mit verwenden. 3 Unzen Butter rührt man schaumig, gibt nach und nach drei bis vier Eier, die Kartoffelmasse löffelweise, Salz, Gemüsereste, Pilze, gehackte Petersilie und so viel fein geriebene Semmel dazu, daß der Teig gut hält. Davon formt man einen Kloß, bindet ihn in ein fett mit Butter ausgestrichenes Kochtuch (Kochserviette), läßt ihn 1 Stunde im Wasserdade kochen, legt ihn auf eine erwärmte Schüssel und überfüllt ihn mit gebräunter Butter.

Kartoffelrollen mit Käse. Am Tage vorher kocht man ein Pfund geschälte Kartoffeln in Salzwasser, gießt sie trocken ab und reibt sie am folgenden Tage. Man rührt dann 5 Unzen Pflanzenbutter weich, gibt zwei Eigelb und zwei ganze Eier dazu, mischt die getriebenen Kartoffeln, etwas Salz, Muskatnuß und noch 3 Unzen Mehl dazu, so daß ein glatter haltbarer Teig entsteht, aus dem man kurze und dicke Rollen formt. Diese werden in siedendem Salzwasser etwa 10 Minuten ganz langsam gekocht, vorsichtig aus dem Kochwasser genommen, auf heißer hellbräuner Butter überfüllt. Mit Salat oder Kompott zu geben.